Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Dreikönigsfest.

Wie eingehend und anschaulich ist die Schilderung, die wir im Evangelium nach Matthäus über den Vorgang an der Krippe im Stalle bei Bethlehem als evangelische Lesung heute vernehmen. Aufs genaueste wird das Verhalten der Männer beschrieben, die wir in der Sprache der Bibel als Magier aus dem Orient bezeichnen hören, oder wie sie in der Ueberlieferung heißen: Könige oder Weisen.

Einem wunderbaren Stern folgend, werden sie bis zur Hauptstadt des gelobten Landes geleitet, verursachen eine ganz ungewöhnliche Aufregung, da sie nach dem neugeborenen König fragen und forschen, dessen Stern sie im Orient gesehen haben, müssen aber weiter suchen, da die Auskunft, die die berufenen Stellen ihnen geben, nicht genügt.

Auf dem Wege nach Bethlehem leuchtet ihr Stern wieder auf. Sie sehen ihn und sind „mit großer Freude erfüllt". Nun folgt die Schilderung, wie sie in den Geburtsort eintreten, das Kind mit seiner Mutter finden, es niederfallend anbeten, und aus ihren Schätzen, die sie öffnen, Gold, Weihrauch und Myrrhe entnehmen, um diese als opfervolle, sinnreiche Huldigungsgaben darzubringen.

Bei diesem Vorgang, der in den Worten des Evangelisten die einfachste Darstellung gefunden hat, weilt der betrachtende Geist mit der Vorstellungskraft, die ihn sich ausmalt, wie die Künstler aller christlichen Jahrhunderte es zu tun versucht haben, weilt die gläubige Erkenntnis, die der Bedeutung dieses Ereignisses nachsinnt, weilt das Herz und Gemüt, das daran eine Anregung zur Nachahmung nimmt, indem es Sinn und Bedeutung dieser Weihegaben erfaßt und auf das eigene Verhalten anwendet.

Darin gehen uns schon die alten **Homileten**, wie ein **Papst Gregor der Große**, voraus.

Die Kirche entnimmt seinen Schriften die Erklärung der Gaben der Magier mit den Worten: Drei kostbare Gaben sind es, die die Magier darbrachten, und sie enthalten göttliche Geheimnisse (mysteria). Gold, Weihrauch, und Myrrhe (kostbare Produkte der Länder, aus denen die Magier kommen), erhalten dadurch, daß sie in dieser feierlichen Stunde in und mit dem Akt der Anbetung des göttlichen Kindes dargebracht werden, eine bedeutsame Sprache als sinnreiche Symbole. Sie verkünden das Bekenntnis dessen, was in der Natur dieses Kindes enthalten ist.

Im **Gold** soll des Königs Macht ausgesprochen sein. Des Königs Krone und Szepter, sein Thron und sein Schmuck ist vom edelsten Metall, von Gold geschmückt, das Herrschaft, Größe, Macht und Hoheit, kurz die Majestät des Königtums ausdrückt.

Im **Weihrauch** sollst du den Hohenpriester erkennen und in ihm anerkennen. Des Priesters Amt, Würde und Beruf, seinen Dienst, bezeichnet der Weihrauch passend. Im Opferfeuer entzündet, schwebt der Weihrauch hinauf in lieblichem Wohlgeruch von der Erde zum Himmel. Die gottgefällige Mittlerschaft in der Menschennatur ist so versinnbildet.

Die **Myrrhe** soll dich an Sterblichkeit, Tod und Beerdigung erinnern. Die Leidensfähigkeit der Menschennatur im Erlöser ist hier sinnfällig ausgesprochen, und damit die wahre Menschennatur, die zum Tode bestimmt ist, anerkannt.

Das sind nach dem hl. Gregor die drei wichtigsten Erkenntnisse und Bekenntnisse, die der christliche Glaube festhält und zum Ausdruck bringt.

Keines von diesen dreien darf man als Christ aus seinem Glauben und dem Ausdruck desselben entfernen, wenn man wahrhaft Christ sein will. P. W.

Begegnung mit Machiavell.

Eine Dreikönigsvision für unsere Gegenwart.

Nachdruck verboten.

Kein Baum steht in der Wüste Juda und kein Strauch gedeiht. Die Sonne hat das Gestein verbrannt und die Kälte der Nacht hat es zu Sand zermürbt. Weil der liebe Gott eingesehen, daß dergestalt ein Teil seiner Schöpfung bei der Austeilung zu kurz kommen würde, so hat er in Milde allerlei Ausgleich geschaffen. Er gab der Sonne Kraft, bei Tage die ärmste der Gegenden ganz in Gold zu tauchen. Er gab dem Mondgestirn den Auftrag, bei Nacht sein ganzes Silber über Sin, Sur und Pharan auszugießen. So daß Syriens Süden seiner Armut vergißt. Und einmal im Jahre vergönnt es ihr eine besondere Ehre: Da entsinnen sich die **königlichen Weisen Kaspar, Melchior** und **Balthasar** ihrer Fahrt gen Bethlehem. Da erbitten sie sich Urlaub vom Himmel. Man raunt, daß selbst ihre Häupter im güldenen Schrein zu **Köln** dann nicht mehr unter dem Schatten der Domkirche weilen.

*

Aus einer der Falten, die das Gelände zerschneiden, um hurtig zum Toten Meer hinabzulaufen — hebt sich ein Schatten. Ein Mensch scheint es im ungewissen Mondlicht. Gebückt, wie vom Alter. Jetzt reckt er sich. Die Hand biegt er um den Mund, seinen Ruf zu verstärken.

„Wer seid Ihr?" schallt es hohl herüber. —

Keine Antwort. Nur die Augen der Drei schauen zu ihm voraus, wie in ruhevollem Staunen.

„Wer seid Ihr?" kommt's nochmals herüber.

„Du bist kein Lebender?..." tönt nun des greisen Melchior Gegenruf. Er führt das Wort; denn er ist der älteste.

„Wer sagt euch das?..."

„Nur die Toten können uns sehen."

„Ich bin ein solcher; ich starb vor vierhundert Jahren."

„So bist du dieses Landes?"

„O nein! fremd komme ich hierher. Das schönere, meerumspülte Italien: Florenz, das stolze, nenne ich meine Heimat."

„So ist uns dein Beginnen rätselhaft. Was konnte dich in diese Oede treiben; zumal du nicht auf dem Wege nach Jerusalem bist?"

Der andere reckt sich. Dunkel steht er aus.

„Ich bin der Vater der modernen Staaten. Bin Niccolo **Machiavelli**. Hier baut der Zionismus einen neuen Staat. Ich schaue also nach dem Meinigen. Aber auch Ihr kommt mir bekannt vor....?"

„Wenngleich wir vierzehn Jahrhunderte vor dir lebten... Wir sind Kaspar, Melchior, Balthasar; die drei .... Daß wir zuerst dem Lenker der Staaten gehuldigt, war die Fahrt, die unser Glück gründete.... wir durchlebten sie neu, um dem zu danken, dessen Regentenhand den Erdball umspannt...."

„Vor eurem Namen beuge ich mich; aber auch ich bin nicht ohne Verdienst um das Glück der Welt. Schrieb man doch auf mein Grabmal in Santa Croce: Kein Lobspruch kommt ihm gleich!" — — —

„Dem Verfasser des Fürstenbuches ...."

„Der zu sein mein Ruhm ist."

„.... der dem Fürsten jede Gewalttat erlaubte; ihn jenseits gestellt von Gut und Bös?"

„Ihr kennt das nicht. Hier ruft der Staat. Der Staat will leben und alles, was ihm dazu hilft, ist recht."

„Gewiß so. Unsere Häupte ruhen in Deutschlands güldenem Schrein. Da merkten wir auf und wir hörten, wie ein deutscher Weltweiser sagte, der Staat sei die Quelle allen Rechtes."

„Genau so! Genau! Denn seht, was wäre der Mensch, wäre nicht der Staat, der ihn erzöge: Erst der Staat macht aus bösen, ungeflügelten Geschöpfen brauchbare Glieder einer Kulturwelt. Erst der Staat macht den Menschen mit Gesetz und Drohung zu dem, was er ist." — Ganz in Eifer redete er sich.

*

Die heiligen Drei waren ruhevoll wie zuvor. Nur um des Kaspars, des Mohrenfürsten, Mund spielte es wie ein gütiger Spott, als er jetzt fragte:

„Dünkt es dich nicht eine arge Auffassung, daß Güte, Rechtschaffenheit und Ehre erst von außen auf den Menschen hineingepflanzt werden müssen.

„Ja, verzeih!" fiel lebhaft Balthasar ein, „war doch auch ich ein Regent. Mußte in meinem Königtum rechnen mit der Treue und Rechtlichkeit der Untertanen. Sage mir doch: Wenn Recht und Treue nicht dem Gewissen der Menschheit entspringen; wozu noch des Gewissens Stimme in dir? .... Oder: Wenn du kein Gewissen im Menschen kenntest — — — an welchem Maßstab missest du dann das Recht des Staates?..."

„Wie ein König so fragen kann", hub Machiavelli wieder an, „ist mir unerfindlich. Sagt an, wenn ihr Tausende lenktet, hob euch da nicht das Vollgefühl eurer Macht? .... Verspürtet ihr nicht das Göttliche in euch?..."

„Das Gefühl unserer Verantwortung vor dem Göttlichen meinst du?...." sagte Melchior bedachtsam.

„O nein, das Gefühl selbst Götter zu sein. Denn das ist ja der **Staat, der Gottheit Verkörperung**, vor der ich — er tat eine Verbeugung — mich tief verneige."

„Törichter Sohn der Erde!" hub aber jetzt Melchior schier zürnend an. **Entziehe Gott nicht die Ehre!** Von einem Gotte verlange ich Vollkommenheit: Der Staat, bedarf er nicht immer wieder neuer Gesetze? Vergehen nicht deine Staaten und Dynastien, wie der Rauch? Siehe, wir suchten den Ewigen und fanden ihn. Ihn beteten wir an!"

„Aber... aber .... wenn ihr doch Götter sein könntet, warum seid ihr es nicht? ... Seht doch, wie die Menschen alle sich zur Macht drängen .... wäre es nicht eine Vergottung, wozu sonst täten sie es? .... und wenn die Staatenlenker gleich Göttern die Menschen ordnen und bessern, dann hat alles im Staat ihnen Platz zu geben!..."

„Bei weitem, nicht alles! Zum Beispiel des Staates eigne Fundamente nicht!"

Für unsere Kleinen.

Die Insel der Seligen.

Von Eberhard von Weittenhiller.

Sorgen wolkten auf Werners Stirn. Mißmutig betrat er das Zimmer. Sein Kind saß auf dem Boden vor dem Ofen. Mit beiden Händen schaufelte es die erkaltete Asche auf die Messingplatte, die zum Schutz des Bodens vor dem Ofen lag.

„Kurt! Was treibst du da?" schrie Werner erbost und stürzte auf das Kind zu.

Der Kleine blickte gelassen zu seinem Vater auf, und Verwunderung ob dessen Unverständnis lag in seinem Blick. Er wies auf die spiegelnde Platte: „Das ist doch das Meer!" Und tupfte auf den Aschenkegel: „Und das ist eine Insel darin!"

„So!" brummte Werner und reinigte barsch zugreifend Kurts Hände mit Mutters Küchenschurz, der über einer Stuhllehne hing. Dann besah er sich die Herrlichkeit näher. „Eine verdammt kahle Insel hast du da!"

„Vater! Laß Bäume darauf wachsen!"

„Rede keinen Unsinn!"

„Ich weiß, wie man's macht."

„Du? — Kinder können wohl alles?"

„O ja! Mutter sagte neulich, die kleinen grünen Quasten um das Sofakissen sind ihr schon zu..."

„Unmodern?"

„Ja! Das sagte sie. — Weißt du was? Die schneide ich ab!"

„Untersteh' dich!"

„Dann braucht sie Mutter nicht mehr abzuschneiden."

„Hat sie das wirklich gesagt?"

„Ja!"

„Du kannst das aber nicht. Du schneidest in den Stoff. Ich werde sie dir abschneiden."

„Hurra!"

Werner ergriff die Nähschere seiner Frau und trennte die Quasten rings vom Polster.

Kurt, der sich erhoben hatte, sah mit gespannter Aufmerksamkeit zu und hüpfte dabei von einem Bein auf das andere.

Es gab zwei Hände voll prächtigster, frühlingsgrüner Bäume.

Im Nu saßen Vater und Sohn selbander auf dem Fußboden und bespickten den Aschenkegel mit den Quasten, voran die Knoten, daß die Fransen wie Palmblätter auseinanderfielen. Nach kurzer Zeit strotzte die Insel in üppigster, tropischer Vegetation; auch nicht ein Fleckchen kahlen Felsens lugte mehr heraus.

Kurt klatschte in die Hände. „Siehst du! Aber es sieht trocken aus. Nun muß noch ein Bach herunterrinnen!"

Der Vater fand in der Nähkassette einen Silberfaden. Den legte er in Schlangenwindungen zwischen die Bäume. Wie das glitzerte!

„Und ein paar Häuser müssen auch her!" rief Kurt. „Menschen wollen doch auch da wohnen!"

Kurts Vater kraute sich verlegen den Kopf. Dann zündete er sich seine Pfeife an. „Warte!" Er blickte im Zimmer umher. Nur hatte er's. In einem Schüsselchen lagen ein paar weiße Bohnen zum Spielen. Die pflanzte er am Meeresstrande auf und krönte sie mit roten Wollfäden aus Mutters Nähtisch. Herrlich leuchteten die Häuschen aus dem Grün der Bäume und spiegelten sich im sonnengoldnen Meer. Entzückt starrte Kurt auf all die Pracht. Dann aber wurde er nachdenklich. „Ja, wie sind denn aber die Menschen auf die Insel gekommen? Da müssen doch auch Schiffe auf dem Meere schwimmen!"

„Schiffe? Du hast recht!" Werner riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und schnitt es in kleine Dreiecke. Die bog er unten um und stellte sie mitten in den glänzenden Meeresspiegel. Welch ein Leben die weißen Segel alsogleich in die Landschaft brachten!

„Das ist lustig!" trompete Kurt. „Aber ein Flugzeug fehlt noch!"

Kinder brauchen nur zu wünschen. Schon flatterte eine verspätete, sonst nicht gern gesehene Kleidermotte daher und ließ sich mit kühnem Flug zwischen den Stoffbäumen nieder. Diesmal war sie vollkommen.

„Der Flieger will wohl — Dingsda holen?"

„Kokosnüsse, meinst du?"

„Ja!"

„Gewiß!"

„Halt!" rief Kurt. „Der Berg da muß auch Feuer speien, das gehört dazu!"

„Das würde nur den Frieden der Insel stören!"

„Nein! Den Menschen soll ja nichts geschehen. Aber rauchen soll der Berg, damit die Schiffe die Insel schon von weitem sehen!"

„Nun ja! Warum nicht?" Werner zog die oberste Palme aus dem Gipfel der Insel, ebnete diesen ein wenig ein und kehrte seine brennende Pfeife darauf aus. Feine, graue Wölkchen stiegen in den Himmel und verflüchtigten sich wie Werners Sorgen.

„Nun müssen wir als Erbauer der Insel auch unser Denkmal haben!" warf sich Kurt in die Brust.

Da pflanzte sein Vater Mutters Fingerhut ins Palmengrün.

Eben kam die Mutter nach Hause und erzürnte sich weidlich über die abgeschnittenen Quasten, die Unordnung und das kindische Spiel.

Aber die beiden hörten ihre Worte nicht. Sie weilten auf der Insel der Seligen.

„Wie? Sollte der Staat diese selbst zerstören?"

„Sehr leicht! Leider! Denn der Staat ruht ja auf der Hilfsbedürftigkeit der Menschen: Grenzschutz, Straßenbauten und Bezwingung der Wasserläufe, Hochschulen und Tempelbauten erfordern die Gemeinschaft der Familien und Städte — aus diesen Nöten erwuchs der Staat: Auch aus dem Recht der Menschen zum Zusammenschluß."

„Ist es nicht das, was ich eben sagte?..."

„Nicht ganz! Dein allmächtiger Staat dürfte wohl jede andere Genossenschaft unterdrücken — nach Willkür?..."

„Wie es ihm paßt."

„Dann würde er eben das Recht des Zusammenschlusses leugnen, aus dem er selbst einst entstand. Hat er da nicht sein eigenes Fundament getroffen?..."

„Der unerlaubte Zweck entzieht dieses Fundament dem Sünder am Staat."

„Der unerlaubte — ja! Aber du hast diesen Unterschied nicht gezogen. Alles, sagtest du, sei dem Staate erlaubt."

„So laß es ihm doch, wenn's auch deiner Logik widerstreitet. Wir sind hier auf dem Felde der Praxis. Es lebe die Waffe, die sich bewährt."

„Und gerade die deine bewährt sich nie und nimmer: Daß der Staat alles dürfe, lügen und betrügen, wenn es ihm paßt; das Landeskind ausbeuten und selbst entrechten — der Gedanke allein tötet die Staatsfreudigkeit."

„Was gebe ich auf Gedanken! Halt ich's doch mit Caligula: Oderint dum metuant — mögen sie mich wütend hassen; wenn sie nur vor mir zittern."

„Spottest du deiner selbst?..."

„Ich wüßte nicht, wie?!"

„Deine Moral soll gelten allen Staaten, auch den kleinen. Fürchtest du nicht, daß der große Gott „Staat" den Kleinen verzehrt? Mörderische Moral."

„Sag nicht Moral! Das Wort ist unmodern! Meine Ethik heißt der Pragmatismus. Er ist mein Wirk- und Zauberwort: Mein Ziel setze ich mir selbst, jedes Mittel zum Ziel ist mir recht."

„Es stimmt", sagte Balthasar, der junge; „diesen Pragmatismus haben wir zu Bethlehem gesehen, als er es mit dem Blut der Kindlein färbte...." — „Solchen Pragmatismus — Nützlichkeitsmoral — magst du auch heute noch sehen", fiel Kaspar ein; „da schau hin!..." — Er tat eine Handbewegung.

Machiavell schaute... Er sah Vertreter vieler Völker um die Verhandlungstische geschart. Ihre Länder gingen seufzend unter schwerer Waffenrüstung. Andere Länder wieder waren tributpflichtige Sklaven, die scharf bewacht werden mußten. Sie wollten die Rüstungslasten ihrer Länder erleichtern: Aber seit der Pragmatismus alle Lüge und Hinterlist gebilligt, wußte niemand mehr, wem er noch trauen könne..."

„Es fehlt die Bindekraft..."

„Freilich fehlt sie! Schau weiter!..."

*

Und in die Zukunft schaute der Florentiner, dorthin, wo eben der chemische Krieg ausgebrochen war. Vor einer halben Stunde waren die ersten Luftkreuzer aus ihren Häfen aufgebrochen. Aus schwindelnder Höhe hatten sie ein nichtsahnendes Land überfallen. In schwirrender Eile — kein Gedanke an Verteidigung — hatten tausende Behälter verräterischer Gase den Boden erreicht, wo sie zerschellten. — Innerhalb weniger Minuten war alles geschehen: Herzige Kinder lagen tot am Boden. Treusorgende Mütter waren sterbend zusammengesunken. Männer harter Arbeit hatte es mitten im Beruf getroffen. Verdienstvolle Gelehrte, Geistesmänner aller Art... ein grauenhafter Tod füllte mit ihren Leichen die Städte... im Namen der Skrupellosigkeit vergötterter Nützlichkeitsmoral.

Auch Niccolo Machiavelli erschauderte jetzt: „Woher sollte denn Besserung kommen können?..."

„Aus den Tiefen der Religion", erwiderte ihm jetzt der Alte, und die anderen nickten. „Aus ihren Tiefen!"

„... Erkenne! Nicht nur für die Einzelmenschen, auch für die Summe der Menschen gilt das Gebot von der Nächstenliebe. Dein Land muß das Glück seines Nachbarlandes wirklich und ehrlich wollen und wünschen: Dann wird Friede und friedlicher Austausch. Tun sie aber anders, so sind sie nicht mehr christlich. So können vor dem wahren Gott sie nie und nimmer bestehen. —"

*

Machiavell wollte erwidern — —.

Aber in der ganzen Hoheit eines Heiligen richtete der Alte sich auf. Da schwieg er, wie gebannt.

„Zieh dahin!" sprach Balthasar; „denn du wirst umherziehen, so lange die Welt steht.

Am jüngsten Tage sollst du Zeugnis ablegen, daß der Staat nirgendwo die unendliche Vollkommenheit war; niemals Gott gleich; wohl aber teilnahm an der Unzulänglichkeit der Geschöpfe — Ziehe dahin!"

Fernweg nach Innerasien hinein entwich er: Ein dunkler Schatten.

Die Könige aber zogen gen Bethlehem. —

Die drei Könige.

Von J. Endringer.

Wir kamen her mit Troß und mit Kamelen,
Wir trugen Gold in goldenem Schrein
Doch nun erbeben angstvoll unsere Seelen,
Und unser Schatz dünkt uns ein leerer Schein.

Vor Deinem Blick, o Kind, welkt das Metall,
Die Diener werden unsersgleichen,
Die Tiere zählen nicht, glanzlos und fahl
Stehn vor Dir unsrer Würde Zeichen.

Was willst Du, daß wir tun? Weihrauch allein,
Der sich im Opferbrand verzehrt,
Ziemt Deinem Wesen — er sei Dein!" —
Und Myrrhe, die im Grab dem Tode wehrt.

Doch was erblicken wir? Die zarten Hände
Legst lächelnd Du auch an des Goldes Spende?
So nimmst Du, unsrer Armut eingedenk,
Selbst unsern Irrtum huldreich zum Geschenk!

Der Dreikönigsgang.

Aus den Erinnerungen eines Künstlers.

Von Berthold Langen.

Ich habe in meinem Leben mancherlei Rollen spielen müssen. Gute und schlechte, leichte und schwere, Rollen, die mir „lagen" und solche, in die ich mich erst gewaltsam hineinzwängen mußte. Direktoren und Regisseure haben sich um mich gestritten und mehr oder weniger Verständnis für meine Stärken und Schwächen bewiesen. Mit besonderer Liebe und Dankbarkeit aber erinnere ich mich jenes „Regisseurs", der mir meine erste Rolle zuwies und der gewißlich Verständnis für die in mir schlummernden Talente hatte. Zwar war es nur ein einfacher Dorfpfarrer, aber wer weiß, ob ich ohne diesen die Bahn gefunden hätte, die mich zu meinem Lebensberuf und — ich kann es wohl sagen, Lebensglück führte.

Es war kurze Zeit vor Weihnachten. Da trat der gute alte Pfarrer wie gewöhnlich in unsere Schulklasse ein. „Nun, Jungen, wer soll denn diesmal heiliger Dreikönig sein?"

Wie zu erwarten, reckten sich aller Hände hoch. „Ich, Herr Pfarrer, ich!" schrie es von allen Seiten auf ihn ein, und kaum konnte er sich des Andranges erwehren. „Erst mal schön ruhig sein und sich artig in die Bänke setzen," sagte er. Und als dies geschehen war, schweiften seine Blicke zu einem ernsten blassen Knaben, der in einer Ecke saß und sich nicht gemeldet hatte. „Nun, mein Sohn", sagte er, „wie wär's denn mit Dir?"

Der blasse Junge wußte nicht, wie ihm geschah. Er, gerade er? Wo soviele große, starke Knaben waren, die den Stab ordentlich schwingen und das Verslein recht herausschreien und gabenheischend dreist vor die Leute treten konnten? Gerade er? Er hatte sich die heiligen drei Könige stets anders vorgestellt: demütig wandelnd, von tiefem Glück erfüllt, den Blick ernst zur Erde gerichtet, als Bringer köstlicher Gaben, nicht als Heischende.

Die ganze Klasse hielt den Blick auf den blassen Knaben gerichtet. Alle waren erstaunt, ja völlig außer Fassung über den Vorschlag. Ehe jedoch noch ein Wort des Widerspruchs laut wurde, hatte der Pfarrer schon noch zwei andere bezeichnet und wandte sich zum Gehen, indem er den dreien bedeutete, ihm zur Entgegennahme der notwendigen Ausrüstung und zum Unterricht im Dreikönigsgehen zu folgen. Sie ließen eine Klasse in völliger Aufruhr hinter sich.

Man merkt es wohl schon: der blasse Knabe war ich.

Und nun muß ich meine Mutter berichten lassen, die mir diesen Dreikönigsgang oft und immer wieder geschildert hat:

Gelt, Bub, Du warst ganz königlich anzuschauen, wie Du in Deinem weißen Mantel, die güldene Krone auf dem Haupt, den Zepterstab in der Hand, dahinschrittest, recht wie ein König langsam und würdevoll Deine Füße setztest. Und wenn Du dann in ein Haus eingetreten warst, dann beschriebst Du mit dem Zepter einen Kreis, als wäre Dir das ganze Haus zu eigen, und begannest Dein Verslein herzusagen:

Recht wie ein König schreit ich daher,
Bringe dem Christkind Dank und Ehr',
Daß es gerettet die Menschen hat
Und uns verdienet himmlische Statt.

Und dann sangt ihr zu dreien, und Du immer voran mit Deiner Stimme, die wie eine Engelsstimme klang.

Sogleich darauf aber wandtest Du Dich — recht wie ein König, der keine Zeit hat, viel bei den Leuten herumzustehen, und gingest davon und wartetest nicht, bis die Dreikönigsgaben in Dein Ränzlein fielen, so daß es ganz leer auf Deinem Rücken hing und aller Segen bei Deinen Gefährten blieb, die dann hinter Dir herkeuchten, wie Bediente hinter ihrem Herrn. Und alle Leute standen da und schauten Dir ehrfürchtig nach und sagten: „Gelt, das Büblein versteht's! Ist wirklich recht ein heiliger Dreikönig!"

So erzählte meine Mutter. Ja, wenn ich heute zurückdenke — wie in einem Traum wandelte ich an jenem Tage; ich sah Palmen und Zedern, ich glaubte durch Länder und Wüsten zu ziehen und ich erblickte vor mir das göttliche Kind, das ich zu suchen hatte. Andere Erinnerungen an diesen Gang sind mir nicht geblieben.

Von allen Rollen, die ich je gespielt, war keine von größerer innerer Wahrheit erfüllt als diese.

Ich bleibe dabei, das Beste ist Trampler Cichorie!

Winterrosen.

Skizze von Curt v. d. Frone.

Nachdruck verboten.

Schon wieder ertappte sich Ellen Horster dabei, daß ihr die Gedanken von der Arbeit fortgelaufen waren. Das war schon mehrfach so gewesen, — — heute, an dem dunklen Winternachmittag. Nur einige wenige Hefte ihrer Schülerinnen hatte sie durchgesehen. Ihr fehlte die gewohnte Konzentration, um verständnisvoll den Gedankengängen nachzugehen, die ihr aus den Aufsätzen ihrer Schülerinnen vielfältig entgegentraten.

Zwei kühle, dunkelrote, langstielige Rosen standen im hohen Kelch. Draußen wirbelndes Schneetreiben und drinnen im Zimmer Rosen! Künstlich gezüchtet im wohlbehüteten Treibhaus. Kostbar und fremd zugleich. Wie sich die Gesetze des Seins doch künstlich formen lassen! Wie sich das Leben doch täuschen läßt durch ein wenig Wärme! Auch wenn diese Wärme nicht ausgeht von der Schöpferkraft der Natur, sondern errechnet und erklügelt ist. Die gepflegte Hand der jungen Frau glitt über die Rosen, sorgsam und wie tröstend, daß man ihnen einen Frühling vorgetäuscht, den weit man und den sie nie erleben sollten.

Ist alles Leben nur ein Gleichnis?

Ellen Horster legte die Schulhefte beiseite. Heute wollte sie ihre Gedanken frei schweifen lassen. In verborgenen Stunden gingen sie, die in der Erinnerung sorgsam geordnet lagen und die deshalb aufstanden, weil man von außen her an sie rührte.

Das wohlig durchwärmte Arbeitszimmer der Lehrerin war heimelig und still. Gravitätisch tickte die Standuhr, und auf dem Schreibtisch hastete ein helles Uhrwerk in seinem Majolika-Gehäuse den Rhythmus der Gegenwart. Ein zwingendes Gefühl des Alleinseins erwuchs so. Ellen Horster mußte denken, daß man zu anderen Zeiten nicht so einsam gewesen, wenn eine streng riechende, manchmal aufblakende Petroleumlampe mit lebendiger Flamme die Stunden erhellte. Das elektrische Licht aber machte einsam in seiner klaren Sachlichkeit.

Zögernd griff die Hand der stillen Frau nach dem Zeitungsblatt: seltsam, daß das Schicksal nach fast zwei Jahrzehnten heute den Mann in ihren Lebenskreis führte, der einstmals ihr Jungmädchenherz ganz erfüllt hatte. Vortragsabend! Irgend ein geistesgeschichtliches Thema! Redner: er!

Ellen Horster war keineswegs ein romantisches Menschenkind. Es war auch nicht allzu absonderlich, daß er, der Mann des öffentlichen Lebens und der politischen Betätigung, einmal in ihre Stadt gerufen wurde. Und wenn sie am Mittag zwei Rosen gekauft hatte, um sie in ihr Heim zu tragen, dann war freilich eine Erinnerung halb im Unterbewußtsein ihrer Seele wirksam gewesen — das Erinnern daran, daß er ihr einstmals einen Strauß dunkelroter Rosen mitten im Winter gebracht — doch dieses Erinnern war nicht sentimental. Aber es ergriff sie feurig.

Ellen Horster ließ ihre Gedanken schweifen: Wintertag... Durch endlos verschneites Gelände keucht ein später Zug in die frühe Dämmerung hinein. Ein schwarzer Schwarm von Krähen streicht lange über die weißen Schneefelder. Frost pinselt in dicken Strichen Eisblumen an die Kupeefenster. Die beiden jungen Menschen im Abteil sprachen fast nichts miteinander. Eng aneinander geschmiegt, hielten sie sich an den Händen, als müßten sie sich zum Scheiden rüsten. Und sie hatten sich doch erst zum zweiten Male im Leben gesehen; einmal, als sie sich erstmals begegneten, und heute, da aus schriftlichem Gedankenaustausch ein brausendes Gefühl gewachsen, das sie Liebe nannten. — —

Ellen Horster dachte daran, daß er damals noch ein ganz junger, aus sozialer Enge aufgetauchter Mensch gewesen; nicht leicht zu verstehen in der sprunghaften Fülle seines Strebens und Wollens, kühn und feurig in der Zielsetzung. Sie wußte nicht, ob sie ihn oder mehr das Unalltägliche an ihm geliebt hatte. Sie wußte aber, daß jener eisige Wintertag wie ein Rausch gewesen, den man in Wonne träumt und aus dem man dann schließlich doch mit einem Gefühl der Erleichterung erwacht. In ihm war das Leben in ganz anderer Form, als sie es bisher kannte, an sie herangetreten. Sie, die Tochter aus reichem, wohlumhegtem Hause, schaute in neue Lebensformen des Kampfes um Dasein und Geltung. Die ihr entgegenspringenden Gefühle und Gedanken waren weit und hoch, nicht so sehr lieblich und angenehm. Begeisterung hatte ihr Blut befeuert. Und erst sehr viel später, als er längst wieder hinaus in die Welt, hatte ihr Gedächtnis registriert, daß eigentlich sein Mantel dünn und verschabt und nicht so fein gearbeitet gewesen, wie sie das in den Kreisen ihres sonstigen Lebens zu sehen gewohnt war.

Und jetzt, nach zwanzig Jahren zum ersten Male, stand eine Episode vor ihrem Erinnern. Als man an jenem Winterabend heimfuhr von dem stillen Dorfbahnhof, war sie vor einer heftigen, unwillkürlichen Gebärde ihres Begleiters sichtlich erschreckt zurückgefahren. Da hatten sie seine beiden grauen Augen, die kühl und feurig zugleich sein konnten, in fremdem Staunen angefallen. Da hatte er den Fluß seiner beschwingten Rede abgebrochen und nur noch Alltägliches gesagt. Aus der Fremdhaftigkeit der Stunde und ihrer Verwirrung hatte sie sich bemüht, recht eifrig Alltägliches zu sprechen, als sei das ihres Denkens Kreis. Noch immer hatten sich die beiden an den Händen gehalten; es war ihr aber gewesen, als wenn ihre Seelen Abschied nähmen. Und in der Nacht hatte sie bittere Tränen geweint.

Wintertag, verschneites Gelände, verschneite Wege. —

Ellen Horster hatte die Absicht gehabt, seinen Vortrag zu besuchen. Nun würde sie es nicht tun. Im Gedenken an eine ferne Winternacht fiel ihre Schüchternheit in sich zusammen. Und auch der Gedanke, daß man vor zwanzig Jahren Abschied genommen, der ehrlich gewesen, schien sie zu verpflichten. — —

Alles ist wichtig im Menschenleben. Die kühle Ruhe der stillen Frau mußte wachsen aus kurzer Begegnung mit fremdem Leben in einer fernen Winternacht. Die stürmende Wanderschaft des Mannes aber konnte nicht verweilen, ehe das Hochziel errungen.

Während, im Banne hoher Pflicht, die klare, siegende Stimme des Redners den überfüllten Saal erfüllte, neigte sich in kühler Ruhe der dunkle Scheitel Ellen Horsters über Schulhefte, pflichtgebunden.

Im hohen Kelche glühten zwei dunkle Rosen.

Wie einstens die Rosen der Winternacht.

Glühten sie hinein auch in den Lebenskreis des Mannes, der in gleicher Stunde beglückt empfand, daß ihm die Pracht und Schönheit des Wortes zuströmte, als sei geheimnisvoll ein starker Quell entsprungen?

Alles ist beziehungsreich im Leben.

Ellen Horster strich nochmals mit sehr vorsichtigen Fingern über die Rosen.

Die Verlobung.

Von Arnold Bennett.

Meine Mutter kam niemals zum Bahnhof, wenn ich sie besuchte. Sie hatte stets anderes zu tun; sie traf „Anstalten" zu meinem Empfang. So hatte ich den Weg zwischen den vertrauten hohen Schornsteinen der Tonwarenfabriken und dem Rauch und dem lehmigen Schmutz und den Fußballplakaten ganz für mich selbst. Und so hatte ich Muße, aufs neue zu überlegen, wie ich meiner Mutter die ungeheure Nachricht beibringen könnte, die ich für sie hatte. Ich hatte mir diese Frage unaufhörlich vorgelegt, seit ich in der Hauptstadt in den Zug gestiegen war und Agnes Lebewohl gesagt hatte; aber in der Atmosphäre dieser kleinen Stadt erschien sie mir noch um einiges schwieriger.

Ich schrieb meiner Mutter regelmäßig jede Woche und berichtete ihr das meiste, was ich tat. Sie kannte alle meine Freunde mit Namen. Ich möchte sogar behaupten, sie bildete sich im Geiste eine Vorstellung, welcher Art Leute sie wären. So hatte ich auch häufig in meinen Briefen Agnes und ihre Familie erwähnt. Aber man kann sich nicht hinsetzen und der Mutter kalten Blutes schreiben: „Ich glaube, ich fange an, mich in Agnes zu verlieben", „Ich glaube, Agnes liebt mich." „Ich fühle jetzt bestimmt, sie liebt mich." „Ich werde demnächst um sie anhalten". Das kann man nicht. Ich wenigstens konnte es nicht. So war es dazu gekommen, daß ich um Agnes anhielt und ihr Jawort erhielt, ohne daß meine Mutter von meinem Glück eine Ahnung hatte. Und auf Grund einer früheren und unabänderlichen Uebereinkunft kam ich nun, um mit meiner Mutter ihren Geburtstag zu verleben.

Ich war der einzige Sohn einer Witwe; ich war meiner Mutter alles. Und nun hatte ich mich mit einem Mädchen verlobt, das meine Mutter niemals gesehen hatte, und ich hatte sie im Dunkeln gelassen! Sie würde sicher äußerst überrascht, vielleicht auch verletzt sein. Jedenfalls war die Situation alles andere als angenehm.

Ich stieg die geweißten Steinstufen zum Eingang des kleinen Hauses hinauf, aber bevor ich noch meine Hand an der Glocke hatte, öffnete mir meine kleine gute Mutter in ihrem schwarzseidenen Kleide und ihrer goldenen Brosche und ihrem kastanienbraunen Haar die Tür. Zweifellos hatte sie acht gegeben und mich vom Erker den Weg entlangkommen sehen wie gewöhnlich; und wie gewöhnlich sagte sie, indem sie mich küßte:

„Nun, Philipp! Wie geht es dir?"

Und ich sagte:

„Oh, mir geht es gut, Mutter. Und dir?"

Ich merkte gleich, daß sie erregter war, als meine Ankunft sie sonst machte. Sie hatte Tränen in ihren lachenden Augen und sie war nervös wie ein junges Mädchen. Sie sah bemerkenswert jung aus für eine Frau von fünfundvierzig.

Plötzlich kam mir der Gedanke: „Auf die eine oder die andere Art muß sie meine Verlobung erfahren haben. Aber wie?"

Doch ich hielt es für besser, nichts zu sagen. Auch ich war natürlich recht nervös. Mütter sind mitunter schwer zu behandeln.

„Ich werde es ihr beim Abendbrot sagen," entschied ich bei mir selbst.

Im selben Augenblick klingelte es an der Tür. Sie eilte hinaus, anstatt das Mädchen gehen zu lassen. Es war ein Träger mit meinem Gepäck.

Danach verschwand meine Mutter in der Küche. Und ich zog umher, fühlte mich glücklich erregt, durchsuchte das Wohnzimmer, in dem sich nichts verändert hatte mit Ausnahme der Ansichtskarten auf dem Kaminsims. Dann wanderte ich nach dem Eßzimmer hinüber, einem kleinen Zimmer an der Rückseite des Hauses, und hier erwartete mich eine ungeheure Ueberraschung.

Der Tisch war für drei gedeckt!

„Nun", überlegte ich, „hier scheint ja was Nettes vorzugehen! Abendbrot zu dreien, und sie hat nicht ein Wörtchen verlauten lassen!"

Meine Mutter war so geschickt in gesellschaftlichen Dingen und besonders im Ausfindigmachen von reizenden Ueberraschungen, daß ich ihr selbst Wunder zutraute. Auf die oder jene Art muß sie die Beschaffenheit meiner Gefühle Agnes gegenüber herausbekommen haben. Vielleicht hatte sie an Agnes oder Agnes an sie geschrieben. Vielleicht hatten beide sich brieflich (oder telegraphisch) verständigt, mich zu überraschen. Agnes hatte geflunkert, als sie mir sagte, sie könnte unmöglich mit mir kommen; sie hatte glänzend geflunkert. Und meine Mutter hielt sie irgendwo im Hause versteckt oder erwartete sie jeden Augenblick. Das erklärte die Tränen, die Nervosität, das Hasten nach der Tür.

Ich schlich hinaus aus dem Eßzimmer, entschlossen, meine Mutter nichts merken zu lassen, daß ich heimlich den Abendbrottisch besichtigt hatte. Und als ich gerade durch den Vorraum nach dem Wohnzimmer ging, läutete es zum zweiten Male, und zum zweitenmal kam meine Mutter aus der Küche gestürzt.

„Heirjei" dachte ich. „Wenn das Agnes ist! Was für ein Schauspiel!"

Und zitternd vor Erwartung öffnete ich.

Es war Herr Nixon.

Nun, Herr Nixon war ein alter Freund der Familie, ein Mann von neunundvierzig oder fünfzig Jahren, der im Rufe hervorragender Tüchtigkeit und wachsender Wohlhabenheit stand. Obgleich er nicht redselig war, so war er doch gewöhnlich genügend in Stimmung, um mit der oder jener guten Geschichte aus dem Schatz seiner Erinnerungen aufzuwarten. Er war der Berater meiner Mutter, und in den aufreibenden Zeiten vor dem frühen Tode meines Vaters hatte er sie seelisch aufgerichtet.

„Na, junger Mann," rief er, „wieder daheim?"

Und er brachte seine starke, mächtige Gestalt in den Vorraum.

Ich begrüßte ihn, so herzlich ich konnte, und dann schüttelte er meiner Mutter die Hand, ohne daß einer von ihnen sprach.

„Herr Nixon bleibt zum Abendbrot, Philipp," sagte meine Mutter.

Ich konnte Herrn Nixon gut leiden, aber über diese Mitteilung war ich nicht sehr entzückt, denn ich wünschte mit meiner Mutter unter vier Augen zu sprechen. Es war eine heikle Aussprache, die mir bevorstand, und da kommt dieser Herr Nixon zum Abendbrot reingeschneit! Wie sollte ich meiner Mutter beibringen, daß ich mich mit einer fremden jungen Dame verlobt hatte, wenn Herr Nixon zugegen war? Herr Nixon war während meiner früheren Besuche öfter zum Abendbrot gekommen, aber niemals am ersten Abend.

Es blieb mir indes nichts übrig, als mich ins Unvermeidliche zu fügen. Und wir setzten uns an den Tisch zu dem Schinken, den Würstchen, den Eiern, den Fleischpasteten, den Mürbekuchen, dem Käse. Aber keiner von uns aß sehr viel, trotz der eifrigen Proteste meiner kleinen guten Mutter.

Der Verdacht tauchte in mir auf, daß in den geschäftlichen Angelegenheiten meiner Mutter etwas fehl gegangen wäre, und daß Herr Nixon die erste Gelegenheit ergreifen sollte, mir Mitteilung davon zu machen. Aber eine derartige Möglichkeit schreckte mich nicht, denn ich konnte es mir leisten, für meine Mutter und auch eine Frau zu sorgen.

Als wir den Käse erreicht hatten, deutete ich an, daß ich zum Postamt müßte, da ich einen Brief zu befördern hätte.

„Ginge es nicht morgen, mein Junge?" fragte meine Mutter.

„Es geht nicht," sagte ich.

Stellen Sie sich vor, Agnes zwei Tage ohne Nachricht von meiner glücklichen Ankunft und ohne Versicherungen meiner Liebe zu lassen! Ich hatte den Brief im Zuge begonnen und im Wohnzimmer schrieb ich ihn jetzt zu Ende.

„Eine Frau im Spiel?" rief mir Herr Nixon vergnügt zu, als ich fortging.

„Ja", erwiderte ich entschlossen.

Ich beeilte mich nicht sonderlich auf dem Rückweg, in der Hoffnung, Herr Nixon würde sich inzwischen verabschieden: er hatte während des Abendbrotes keinerlei Andeutungen in bezug auf die Angelegenheiten meiner Mutter gemacht. Aber als ich nach Hause kam, war er noch da. Ich fand ihn allein im Wohnzimmer beim Genuß einer sehr feinen Zigarre.

„Wo ist Mutter?" fragte ich.

„Sie ist eben hinausgegangen," sagte er. „Komm und setz' dich. Hier, rauch' einen Tabak. Ich möcht mich ein bißchen mit dir unterhalten, Philipp."

Ich gehorchte und nahm eine von den sehr feinen Zigarren.

„Schießen Sie los, Onkel Nixon," trieb ich ihn an, im Wunsche, die Unterhaltung schnell zu beenden. Ich nannte ihn manchmal aus Scherz Onkel.

„Nun, mein Junge," begann er. „Bei mir brauchst du nicht lange auf den Busch klopfen. — Was hältst du von mir als Stiefvater?"

Ich war wie vom Donner gerührt.

„Was?" stammelte ich. „Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie und Mutter —"

Er nickte.

„Doch, Junge, das will ich. Gestern sagte sie zu, meine Wenigkeit zu heiraten. Es hat sich seit langem vorbereitet. Aber ich glaube kaum, daß sie dir irgendwelche Andeutung in ihren Briefen gemacht hat. Das heißt — ich weiß, sie hat keine gemacht. Es wäre ihr auch ziemlich schwer gefallen, nicht wahr? Sie konnte nicht gut schreiben: „Mein lieber Philipp, unser alter Freund Nixon hat sich in mich verliebt, und ich glaube, ich hab' mich in ihn verliebt. Demnächst wird er um mich anhalten." Sie hätte doch so nicht schreiben können, nicht wahr?"

Ich lachte. Ich konnte nicht wiederstehen.

„Gratuliere," sagte ich und schüttelte ihm herzlich die Hand.

Und gleich darauf schlüpfte meine Mutter ins Zimmer — schüchtern und verlegen.

„Der Junge gratuliert, Klara," sagte Herr Nixon.

An diesem Abend sagte ich nichts von meiner eigenen Verlobung. Ich hatte niemals daran gedacht, daß für meine Mutter das einsame Dasein in diesem Hause nicht alles wäre, was sie vom Leben zu verlangen ein Recht hätte. Und ich schämte mich meiner charakteristischen kindlichen Gedankenlosigkeit. So beschloß ich, ihr Glück nicht zu stören und mein eigenes zurückzustellen bis zum nächsten Morgen. Wir leben und lernen.

(Berechtigte Uebersetzung von Bruno Glaser.)

Erinnerung.

Von Irmela Linberg.

Leise rieseln Flocken.
Graue Dämmerung...
Ueber verschneite Wege
Geht die Erinnerung.

Müden, schweren Schrittes
Wandelt sie durch das Land,
Hinter ihr, schwer von Nässe,
Schleppt ihr dunkles Gewand.

Jeder einsame Wandrer
Grüßt ihr irrer Blick,
Ruft ihm vergangener Zeiten
Wehe Stunden zurück.

Träumend bleibt er stehen,
Blickt ihr nach wie gebannt...
Sieht sie weiter gehen,
Weiter durchs schneeige Land.

Suchend streckt er die Hände
Aus in Sehnen und Weh —
Rings nur Dunkel und Dunkel,
Flocken und rieselnder Schnee.

Das Kalenderjahr 1929.

Das Jahr 1929 ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und einen Tag. — Jahresregent ist der Mond. — Von der Witterung.

Nachdruck verboten.

Das Jahr 1929 des Gregorianischen Kalenders stimmt überein mit dem Jahr 6542 des Julianischen Kalenders.

Dieser letztere wurde 45 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung eingeführt und wurde unverändert bis zum 15. Oktober 1582, auch in den Christenländern beibehalten, dann wurde durch Papst Gregor XIII. der Gregorianische Kalender eingeführt.

Die griechische Kirche zählt ihre Jahre seit der Erschaffung der Welt nach der sogenannten byzantinischen Aera. Sie setzt die Epoche der Weltschöpfung auf den 1. September des Jahres 5509 vor Christi Geburt und hat ihr 7437. Jahr mit dem 14. September 1928 begonnen.

Die Russen zählten ihre Jahre nach dieser Aera bis zu Peter den Großen. Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts bedienen sie sich unserer Jahreszahl; am 12. Juni 1923 ist auch in Rußland der Gregorianische Kalender eingeführt worden.

Die Juden zählen ihre Jahre seit Erschaffung der Welt. Sie beginnen ihr 5689. Jahr mit dem 15. September 1928. Es ist ein überzähliges Schaltjahr von 385 Tagen. Am 5. Oktober 1929 beginnt ihr 5690. Jahr, ein abgekürztes Gemeinjahr von 353 Tagen.

Die Araber, Perser, Türken und die anderen Bekenner des mohammedanischen Glaubens zählen ihre Jahre seit Mohammeds Auswanderung von Mekka nach Medina, welche von ihnen Hidschred genannt wird. Sie begannen am 20. Juni 1928 ihr 1347. Jahr und am 9. Juni 1929 beginnen sie ihr 1348. Jahr, die beide Gemeinjahre von 354 Tagen sind.

Das Jahr 1929 unserer Zeitrechnung beginnt mit einem Dienstag. Ostern fällt früh, auf den 31. März, Christi Himmelfahrt auf den 9. Mai, Pfingsten auf den 19. Mai. Allerheiligen fällt auf einen Freitag, Weihnachten auf den Dienstag. —

Im Jahre 1929 wird nicht ein einziger periodischer Komet erwartet. Sonnenfinsternisse gibt es zwei, davon eine totale am 9. Mai, die jedoch in Europa nicht sichtbar sein wird, und eine ringförmige am 1. November, die zum Teil in Westeuropa sichtbar sein wird. Eine Mondfinsternis gibt es in 1929 nicht; der Mond ist das ganze Jahr hindurch frei und wird von keinem anderen Himmelskörper beeinträchtigt.

Nach dem hundertjährigen Kalender sind die Mondjahre im allgemeinen mehr feucht als kalt und trocken. Der Frühling ist sehr feucht und warm, gelegentlich mit Frösten. Der März ist kalt, der April und Mai regnerisch, mit folgender Kälte, der Juni schön, mit Regen.

Der Sommer hat zwar auch recht heiße Tage, doch überwiegen die kalten. Der Herbst und Winter sind anfangs feucht, mittelmäßig kalt, danach kalt und feucht. Der Dezember bringt bald Schnee, darauf große Regengüsse, nach dem 20. ist es ziemlich kalt, doch bald trübe, bis gegen den 12. Januar, danach etwas gelinde, doch bald wieder kalt bis zum 25., wo wieder große Regengüsse kommen, auf welche Schnee folgt. Der März ist anfangs rauh und kalt, später warm. Mf.

Humor.

Drei Trinksprüche. Als Benjamin Franklin einmal in Paris war, speiste er mit einem vornehmen Franzosen und Engländer. Während der Mahlzeit brachte jeder einen Toast aus. Der Engländer sagte: „Ich trinke auf das Wohl Großbritanniens, der Sonne, die allen Nationen der Erde Licht spendet." — Der Franzose sprach hierauf: „Ich trinke auf Frankreichs Wohl, des Mondes, dessen Zauberstrahlen die ganze Welt in ihren Bann schlagen." — Nun erhob Franklin sein Glas: „Ich widme es George Washington, dem Josuah Amerikas, der dem Mond und der Sonne befahl, stillzustehen. Und sie gehorchten!"

Mütterliche Lehren. Die Mutter ist mit dem kleinen Franz im Museum. „Und hier siehst du, mein Kind, die Göttin Minerva." — „Ist das der Mann von Minerva, der daneben steht?" — „Minerva hat nicht geheiratet, Kind. Sie war die Göttin der Weisheit."

Seine Erfahrung.

„Blonde Frauen sollen eine viel gleichmäßigere Laune haben, als brünette."

„Hm, meine Frau ist erst blond und dann auch braun gewesen, aber einen Unterschied habe ich nicht bemerken können."

**Herren-
Speise-
Schlaf-**

Zimmer werden direkt ab Fabrik mit Garantieschein billigst verkauft

W. HOTOPP

MÖBELFABRIK - SAARLOUIS

Kein Laden; Ausstellungsräume in der Fabrik.

71